

**Eckart Conrad Lutz, Martina Backes, Stefan Matter (Hg.), Lesevorgänge. Prozesse des Erkennens in mittelalterlichen Texten, Bildern und Handschriften, Zürich (Chronos Verlag) 2010, 728 S., 131 Abb. (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen, 11), ISBN 978-3-0340-0965-2, CHF 68,00.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Seraina Plotke, Basel**

In welchem Verhältnis Texte und Bilder der Wissensvermittlung dienten, sodass in ihnen Bildungsformen und gelehrtes Gespräch mittelalterlicher Gesellschaften heute noch greifbar werden, mit dieser Frage beschäftigte sich das an der Universität Fribourg angesiedelte mediävistische Projekt »Texte und Bilder – Bildung und Gespräch. Mediale Bedingungen und funktionale Interferenzen« in den Jahren 2005–2009, das im Rahmen des Forschungsschwerpunktes »Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven« des Schweizer Nationalfonds dem Aspekt einer (konversationellen) Wissensvermittlung und deren Profilierung in den Handschriften besonderes Gewicht verlieh. Erste Ergebnisse zu dieser Problematik präsentiert der profunde Sammelband, der die Beiträge eines 2007 veranstalteten Kolloquiums zur Frage nach spezifischen Lesevorgängen und den artefaktgeleiteten Prozessen des Erkennens im Mittelalter veröffentlicht.

Im Zentrum des Frageinteresses des Bandes stehen die »Strukturen und [...] Modelle der Rezeption, die teils den Texten selbst eingeschrieben sind, teils deren Einrichtung und Ausstattung in den Handschriften bestimmen«, sodass »angewandtes oder doch anwendungsrelevantes Medienwissen beschreibbar« wird (S. 5). Von daher differenziert Eckart Conrad Lutz in seinen einleitenden Überlegungen interne und externe Lesesteuerung, wobei sich erstere durch die Untersuchung der »Struktur des Artefakts«, letztere durch diejenige des »(überlieferte[n]) Kontext[s], vorab d[er] Handschrift« beleuchten lässt (S. 16). Die zahlreichen Beiträge des Bandes widmen sich mehrheitlich der zweiten Frageperspektive und sind stark materialorientiert, was sich auch in den über 130 größtenteils farbigen Abbildungen spiegelt, die dem Buch beigegeben sind.

Thematisch überwiegen Studien, die sich mit Texten und Handschriften der diversen mittelalterlichen Frömmigkeitskulturen auseinandersetzen (so die Beiträge von Eckart Conrad Lutz, Nicole Eichenberger, René Wetzels, Johanna Thali, Béatrice Gremminger und Nigel Palmer). Daneben finden sich Artikel zu epischen Werken wie dem »Roman de la rose« (Sylvia Huot) oder Wittenwilers »Ring« (Armin Brühlhart), wobei die handschriftliche Darbietung dieser Romane mit Fragen der Interpretation kombiniert werden, aber auch zu den frühen Parzivaldrucken, deren französische und deutsche Präsentationsformen vor dem Hintergrund der vorausgehenden Handschriftentradition kontrastiv erhellt werden (Martina Backes). Was die kleineren literarischen Gattungen angeht, bietet der Cod. Sang. 643 Hand, um die produktive Auseinandersetzung mit spätmittelalterlicher Fabeldichtung zu studieren (Katrinn Schlecht), während das sog. »Liederbuch der Klara Hätzlerin« Aufschluss über verschiedene Lektüreangebote für Minnereden gibt (Stefan Matter). Wie sich bestimmte Lesepraktiken in Rechtstexten spiegeln, wird am Beispiel der illuminierten Dekretale Gregors IX. (Susanne

Wittekind) und der Freiburger Handfeste (Stefan Kwasnitza) beleuchtet. Den Rezeptionsprozessen, die sich bei plastischen und bildkünstlerischen Artefakten ereignen, wird ebenfalls besonderer Raum gegeben, wobei zum einen die Selbstdarstellung altägyptischer und sumerischer Machthaber derjenigen abendländischer Herrscher des Mittelalters gegenübergestellt wird (Michael Curschmann), zum anderen das Figurenensemble am Portal der Kartause von Champmol daraufhin untersucht wird, wie der Künstler das Auge des Betrachters zu einem ganz bestimmten Rezeptionsprozess anleitet (Michael Grandmontagne).

Eine grundsätzliche Typisierung der Funktionen von Handschriftenilluminationen legt Christel Meier auf der Basis vornehmlich lateinischer illustrierter Manuskripte vor. Eine erste Gruppe erkennt sie in Bildern am Textbeginn, die oft paratextuelle Informationen präsentieren und »die Initiierung des »richtigen« Lesevorgangs« (S. 158) bewirken: Solche Illustrationen verweisen etwa auf einen göttlich inspirierten Verfasser (Gottes Hand mit Schriftrolle), geben Angaben zur Textsorte (Dialoge zeigen Dialogbilder) oder präjudizieren eine Lehrsituation (Magister-cum-discipulis-Bilder). Einen zweiten Typus bilden textgliedernde Illuminationen, die die Lektüre portionieren, Zäsuren markieren und ein leichtes Nachschlagen bestimmter Stellen ermöglichen. Als narrativ-diskursiv bezeichnet Meier drittens Illustrationen, die erzählte Handlungssequenzen in großer Zahl begleiten und die berichteten Ereignisse in besonderer Weise akzentuieren, wobei sie auch in ein Spannungsverhältnis zum Text treten können. Repräsentierend sind Bilder gemäß Meier dann, wenn sie den Textinhalt gleichsam in kondensierter Form auf den Punkt bringen. Illustrationen können fünftens Kommentarfunktion übernehmen, wenn sie das diskursiv Präsentierte in bestimmter Weise auslegen, beispielsweise indem der im Text beschriebene Baum im Bild als Kreuz wiedergegeben ist. Als abstrahierend-diagrammatisch bestimmt Meier zuletzt denjenigen Illustrationstyp, der als Schemabild komplexe philosophische oder theologische Sachverhalte darstellt, diese gleichsam als Synthesemodell präsentiert. Alles in allem entwickelt Meier Kategorien, die über die lateinischen Manuskripte hinaus Gültigkeit beanspruchen dürfen; sie gibt mit ihrer Typisierung ein brauchbares Instrumentarium an die Hand, um die vielfältige Illuminationskultur in Handschrift und frühem Buchdruck zu beschreiben.

Der Frage, wie sich die Lektüre der römischen Klassiker im mittelalterlichen Schulbetrieb gestaltete, geht Nikolaus Henkel am Beispiel typischer Studien- und Schulhandschriften nach. Wie Henkel plausibel vorführt, lässt sich der didaktische Aneignungsprozess des Lektüreinhalts anhand der Art der Textpräsentation nachvollziehen, die im Wesentlichen die Anordnung und das Verhältnis von Glossen, Kommentaren und antikem Werk betrifft. Sichtbar wird dabei eine Fokussierung auf die »Erweiterung des (lateinischen) Wortschatzes, die Einübung der Formenlehre sowie die Anwendung der grammatischen Regeln und der Stilfiguren« (S. 245). Lesen in der Schule zielte also auf die »intensive Arbeit an den Realien und an der Sprache: am Wort, am Satz und seiner Entschlüsselung« (S. 252). Die vielen Abbrüviaturen und Merkversreihen zeigen darüber hinaus, dass die Arbeit an den klassischen Texten die Basis für die Fähigkeit bildete, selbst lateinische Dichtungen hervorzubringen, wie sie ebenfalls aus dem Schulbetrieb überliefert sind. Eingeübt wurden neben der Sprache und den Formen also vor allem auch die »literarischen Modelle« (S. 261), die in der Literatur der Volkssprache sowohl in der Romania als auch im deutschen Sprachgebiet reichen Niederschlag fanden.

Der Beitrag von Felix Heinzer widmet sich der Problematik der Selbstinszenierung eines Autors und den Implikationen, die diese für die Leselenkung mit sich bringen. Am Beispiel der philosophischen Lehrdichtung »Fons vitae« Gottfrieds von Sankt Viktor untersucht Heinzer, wie sich der Autor in einer autographen Fassung selbst präsentierte, wobei eigenhändiges Autorbild sowie die Anordnung der Textstücke erstaunliche Schlüsse zulassen. Schon die Schriftzugaben des Autorbildes weisen Gottfried als einen Verfasser aus, der über verschiedene Register der Literaturproduktion verfügt und sowohl in Prosa als auch in unterschiedlichen poetischen Artikulationsformen kompositorisch tätig zu sein versteht. Heinzer arbeitet weiter heraus, wie sich Gottfried nicht nur selbst als Evangelist inszeniert, sondern auch sein eigenes Epitaph darbietet, das als Prolog des Werks fungiert. Zu alledem passt, dass sich der Verfasser selbst als »auctor« bezeichnet, was »in der christlichen Tradition [...] dezidiert theologisch konnotiert« (S. 195) ist und als Bezeichnung für Schriftsteller bis ins 13. Jahrhundert üblicherweise nur für die antiken Autoritäten Verwendung fand: Auch damit stellt sich Gottfried als Verfasser dem göttlichen Schöpfer gleich. Autorbild und Epitaph lassen Heinzer den Bogen aber vor allem zur mittelalterlichen Dedikationspraxis und der damit verbundenen Memorialkultur spannen. Wie er anschaulich zeigt, wird für Gottfried die Buchgegenständlichkeit des Werks zum Träger der eigenen Memoria. Indem sich der Verfasser dem Buch geradezu selbst einschreibt, ist »endgültige Überwindung des Todesvergessens garantiert« (S. 203). So ist es die Schreib- und Buchkultur, die Angedenken in der Aktualisierung durch den Leseakt schafft: Lesen quasi als schöpferische Erinnerung.

Mit seinen 18 Einzelbeiträgen spiegelt der Sammelband die vielfältigen Analysemöglichkeiten, die eine überlieferungsgeschichtlich ausgerichtete mediävistische Forschung eröffnet. Die Studien belegen, wie komplex und aussagereich sich das Zusammenspiel von Text, Textpräsentation und Material im diskursiven Mittelalter gestaltet. Frömmigkeitskultur, Rechtspraxis, lateinisches Bildungswesen und volkssprachliche literarische Verfahren, all dies findet Eingang in die Überlegungen zu den Vorgängen und Abläufen des Lesens, wie sie sich in der handschriftenbasierten Wissenstradition der mittelalterlichen Jahrhunderten ereigneten. Dadurch, dass die Untersuchungen die unterschiedlichsten Textsorten berücksichtigen, macht der Band ein weites Spektrum an Rezeptionsmodellen als Teil der damaligen Lese- und Erkenntnisprozesse nachvollziehbar. Alles in allem zeigt sich dabei ein immenser Detailreichtum, wobei vor lauter Einzelbeispielen mitunter der Blick für das Frageganze etwas verlorengeht. So liegt das Hauptgewicht des Sammelbandes bei materialorientierten Spezialstudien, während Beiträge, die sich systematisierend mit den untersuchten Gegenständen befassen oder die grundsätzliche Überlegungen zu einem spezifischen Befund anstellen, etwas zu kurz kommen.